

Gotthelf und seine jungen Mädchen

Autor(en): **Stuker, Lena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **58 (1953-1954)**

Heft 21

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mehr überschätze. Weitgehend machte er die Beobachtung, wie sehr die Bildung, die er doch dem Christenglauben und damit der Hebung des Menschengeschlechtes hatte dienstbar machen wollen, zum Selbstzweck entarte und zu einem Wissensdünkel verleite. Wie ihn dies zu vertiefter Besinnung über Schule und Unterrichtsweise veranlaßte, wird in einem folgenden Artikel dargelegt werden.

Gotthelf und seine jungen Mädchen

Lena Stuker

Wie muß man sich wundern, wenn man in Gotthelfs Büchern immer wieder den klar und deutlich gezeichneten Mädchengestalten begegnet! Er kannte jede Regung eines jungen Mädchenherzens, sei es zarteste Scheu, demütige Bescheidenheit, unnahbarer Stolz oder ordinäre, kalte Berechnung.

Wer in Ober-, Fortbildungs- oder Lebenskundeklassen mit jungen Mädchen nach tieferen Lebenswerten sucht, findet zur Illustrierung des Erarbeiteten in Gotthelfs Mädchengestalten all das, was wir gewöhnliche Sterbliche nicht so deutlich und tiefschürfend zu sagen vermögen.

Da ist «Elsi die seltsame Magd». Welch adelige Art, die sie nicht verleugnen kann, der man ähnlich werden möchte. Der große Stolz dieser Tochter, überempfindlich zwar aus verletztem Ehrgefühl, die tiefe Liebe, die an den geliebten Mann denkt, dem man nicht Schande machen möchte, und so gar nicht an eigenes Wünschen und Sehnen, die große Treue — wie kann sich ein gesundes, junges Mädchenherz da entzünden und sich sehnen, diesem Elsi ähnlich zu werden!

Sprechen wir von treuer Arbeitserfüllung, vom Treusein im Kleinen, jedes an seinem bescheidenen Plätzchen, zeigt sie uns Elsi, die ehemals reiche, verwöhnte Müllerstochter: «Zu einem aber war sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen oder Vieh derselben bedurften . . . Elsi verrichtete alles, was es zu tun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern sinnete selbst, sah was zu tun war, tat es ungeheißten, rasch und still.»

Was finden wir Herrliches im «Erdbeeri-Mareili»? Dies Mädchen, das uns schon als Kind zeigt, was Behutsamkeit ist mit seinen sorgsamem Händchen. Und wie beschämt es uns, wenn wir lesen, wie es als Kind schon aufs Reifen warten konnte — aus Liebe zu seinen Erdbeeren. Können wir auch so aufs Reifen warten, wir Lehrerinnen miteingeschlossen? Aus Liebe zu unseren Kindern sollten wir es können! Unsern jungen Mädchen könnte eine Ahnung davon aufgehen, was sicheres Gefühl für anständige oder unanständige Menschen ist, wenn sie von Mareilis «feinem Gefühl für den Geist der Häuser», in denen es seine Beeren verkaufte, hören. Schon als Kind flieht es unsaubere, unguete Häuser. Und was Treue, tiefe, uneigennützig Freundschaft ist, zeigt uns Mareilis Dienen bei seinem geliebten, verehrten Fräulein. Wir verstehen den Pfarrer, der bei Mareilis Tod sagt: «Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüte . . . Ein schöneres und reineres Gemüt wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht.»

Mit dem «Joggeli, der eine Frau sucht», können wir unsern jungen Mädchen zeigen, worauf ein rechter Bursche sieht. Welche Gegensätze führt uns Gotthelf da vor Augen: Rösi, nett, geputzt, sittsam auf Märkten oder beim

Tanz — daheim, von Fremden unbeobachtet, schmutzig, schlampig, grob, ein Mädchen, das sich da alles erlaubt. Dann die Marei, die viel gerühmte «Werkader». Daheim zeigte sie sich roh, dreckig, hotschig, hört sich wohligh des Kesselflickers schlechte Späße an. «Pfu Teufel», sagte sich Joggeli. Doch Anne-Mareili, auch daheim sauber, freundlich, voll Stolz und richtiger Unnahbarkeit, rührend besorgt um die Großmutter. Es wahrt den Anstand, als der Kesselflicker unanständig werden will und jagt ihn in gerechtem Zorn vom Hause weg.

Wie klar sind die drei wichtigsten Mädchentypen auch in «Hans Joggeli dem Erbvetter» gezeichnet! Da ist Mareili, das faule, falsche, egoistische, herrschelige Geschöpf, Lisabethli, das leere, dumme Tüpfli, und dann Bärbeli, das einfache, stille Mädchen. Oh, wie kann Bärbeli sich so kindlich-glücklich freuen, wenn der Vetter ihm einmal einen freien Sonntag schenkt! Treu und still umsorgt es den alten Mann mit jener Liebe, die nicht das Ihre sucht . . . «es plagte den Vetter nicht mit Liebe», und doch spürte er sie und war behütet in Bärbelis treuer Fürsorge. Immer wieder ist es ergreifend zu lesen, mit welcher Erschütterung Bärbeli vernahm, daß der Vetter ihm den Hof vermachte, ihm auf diese Weise Dank sagte, wo es nie solchen Dank erwartete, wo es doch aus Liebe und Anhänglichkeit gedient hatte an seinem bescheidenen Plätzchen.

Die zwei köstlichsten Mädchengestalten finden wir im «Anne Bäbi Jowäger» und im «Schulmeister». Welch Heimweh kommt uns an, wenn wir Meyeli kennen lernen, dies arme, einfache Mädchen, sauber außen und innen, das Heimweh danach, auch heutzutage solchen herzerfrischenden Geschöpfen begegnen zu können! Vielleicht lächeln heutige Mädchen über die stille Liebe Meyelis und Jakoblis, die lange Zeit nur «aus der Ferne» da ist, ohne daß eins um die Liebe des andern auch nur weiß, lächeln über die unbeholfene Scheu der beiden. Und doch! Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat und die wahren Lebenswerte noch kennt, zieht tief den Hut vor der Haltung Meyelis, von der ersten, näheren Begegnung und Aussprache mit Jakobli an bis zum Schluß des Romanes. Dies zarte Mädchen, das «niemand war als Waisenkind u nur ds Gottswille bim Götti» — wie es so klar und deutlich zeigt, daß man mit der Liebe nicht spielt, mit dem andern «nid dr Narr macht». Mit größtem Erstaunen liest man, wie Gotthelf die Empfindungen der ersten Liebe in diesem Mädchenherzen zu schildern weiß, wie er sich einfühlend fühlen kann und die zartesten Regungen kennt. Wie angstet Meyeli immer wieder: «es chönn nid sy, daß sie so glücklech hei dörfe wärde». Schwer war der Einzug in Jowägers Haus, doch ein fallender Stern erfüllt Meyelis Herz mit gläubiger Zuversicht, und ein heiteres Gottvertrauen breitet sich über seine Seele. Gott gab ihm dann viele Freuden: «Wo kein Gift im Herzen ist, sondern harmlose Liebe, da blühen sonder Kunst und Geld wie auf freier Wiese tausend Blumen, tausend Freuden auf dem Lebensacker, sie pflanzet kein Gärtner, kein Reicher kann sie kaufen, sie pflanzet alle Gott und schenkt sie den einfachen Gemütern.» Immer denkt Meyeli daran, wie arm es einzog, so erwuchs in seinem Herzen kein Stolz, eine reiche Frau zu sein. Es «sinnet», wie es Jakobli vergelten könne, «daß er ihns erwählet». Meyeli wurde der Sonnenstrahl des Hauses, wo früher keine Sonne war, es hatte «das göttliche Lachen und Weinen noch beisammen», und sein demütig, still heiteres Wesen erobert langsam Anne Babis «verdrehtes» Herz. Eine große Dankbarkeit erfüllt Meyelis Herz, daß alles besser ging, als es je zu hoffen wagte, es ist halt «nie bitter.

nie unzufrieden, nie giftig». Sein guter Geist wird allen zum Lebenselement, «alle wollten es immer in der Nähe haben» — der Doktor zieht den Hut vor ihm, wenn er urteilt: «. . . ein Weibchen, wie man sie selten antreffe, so etwas Feines und Zartes an Geist und Gestalt».

Köstlich ist in der gleichen Geschichte die Gestalt der guten treuen Freundin gezeichnet: ds Bäre Röseli. Neidlos anerkennt es alles Gute an Meyeli. Röseli war eine der Naturen, die nie etwas halb tun, sondern was sie angefangen, durchführen bis ans Ende. «Was ihnen als Recht fällt in ihr kräftig Gemüt, das wird allsobald lebendig und mit Macht zur Tat.» Wie humorvoll schildert Gotthelf das Wirken dieser Freundin, dank dem Meyeli und Jakobli endlich zusammenkommen.

Und als Gegenpol zu dem tüchtigen, fröhlichen Röseli, dem zarten, bescheidenen und grundguten Meyeli, zeichnet Gotthelf ds Lisi vom Zyberli-hoger: Herrisch, berechnend, roh, das mit allem spielt, was heilig ist. «Lisi war noch viel ärger als eine gemästete Klapperrose, während Meyeli ein Blümchen war, wie Jakobli keines noch gesehen. Lisi kam ihm vor wie eine Kanone, die losgehen wollte, während Meyeli ihm vorkam wie ein freundlicher Blick aus dem Himmel, in welchem lauter Seligkeit ist.»

Den Segen einer Frau im Leben des Mannes zeigt Gotthelf überzeugend im «Schulmeister». Was wird aus dem wankelmütigen, oft fast einfältigen Peter durch sein Mädeli, dieses saubere Mädchen mit seinen dunkeln, tiefen und ernsten Augen, in dessen Herzen aber ein sonniger Schalk wohnt, dessen Wesen von rührigem, raschem Tun war. Schon der Beginn ihrer Liebe zeigt unseren heutigen jungen Mädchen, was tapferes Warten ist. Wie versteht Mädeli Peters Gelübde, nie mehr «zu einem Mädchen zu gehen» vor der Heirat, wie bestärkt es ihn — über sein eigenes Wünschen und Sehnen hinaus — in diesem Wartenwollen.

Ernst redet das junge Frauchen zu Beginn der Ehe, nach dem ungefreuten Besuch in Peters Heim, wo es den wüsten Ton hörte, das «Stichle und enangere d'Schuld gäh». «Gäll Peter, du versprichst mr, du wöllisch mr geng alles i dr Liebi säge u nid vor angerne Lüte. Lue, i cha alles vo dr anäh, we d mer's i dr Liebi seisch, u i will dr d'Häng unger d'Füeß tue, aber stichle nume nid u füehr mi nid us!»

Mädelis liebes Gemüt gewinnt allen Dingen die gute Seite ab. Es waltet fröhlich in Haus und Pflanzplätz. Es ist versöhnlich und «bewahrt so der Liebe zarte Blüten». Mädeli flickt, zieht alles «ds Ehre». Sein Vertrauen in der Not schenkt ihm das Wort: «Sorget nicht . . .» Wie oft aber muß es doch um Vertrauen und Glauben kämpfen, weil sein Leben gar so schwer ist. Aber so wird es zu Peters Halt. Tief und verzehrend sind die Zweifel beim Sterben seines Kindes, erschütternd seine Demut — es habe mit seinem fordernden Beten sich versündigt. Es verspricht: «. . . immer an das Gute zu sinnen», das doch auch noch da ist. So wird Mädeli durch den Tod des Kindes geheiligt. Es hat nun Kraft zum Tragen und Entschlossenheit zum Handeln. Seine Kinder erzieht es gut und lehrt sie arbeiten. Welch köstliche Geschichten weiß es ihnen zu erzählen. In seiner erdrückenden Arbeitslast nimmt es sich Zeit dazu, wenn die Kinder nach Geschichten hungern. Ist die Not so groß, daß es nicht weiß, wie die hungernden Kinder füttern, dann tröstet es sich damit, daß «mer doch dr Friede hei». Und wenn es einmal unter all dem Schweren seinen Glauben schier verliert und sich sorgt, dann bittet es Gott um Verzeihung: «. . . daß mer so kummeret hei.»

Wenn man sich in die Seele dieser tapferen Frau versenkt, versteht man nachher die ganze Tiefe der Worte: «Selig sind, die reinen Herzens sind.»

Gotthelfs junge Mädchen und tapfere Frauen lassen in uns das Heimweh nach solchen Geschöpfen reinen, unverdorbenen Herzens erwachen. Und darum sollten wir unsere jungen Mädchen mit ihnen bekannt machen, sollten die Mühe nicht scheuen, in Gotthelfs Büchern nach solchen Stellen zu suchen. Wer weiß, ob wir nicht damit ein Gegengewicht schaffen könnten gegen allzu «liberale», oberflächliche und nur das eigene Vergnügen und Wohlergehen suchende Gesinnung!

Was aus dem «Besenbinder von Rychiswil» herauszuholen ist

Hanna Brack

Die Schülerinnen haben zu Hause den «Besenbinder von Rychiswil» gelesen. Nun nehmen wir ihn in der Schule noch einmal vor. Schon früher haben wir davon geredet, was Lesen eigentlich bedeutet. Man redet ja auch von Ähren lesen und Trauben lesen. Da bedeutet das Wort Sammeln und Ernten. Auch das Lesen eines Buches soll eine Ernte einbringen, die unser Leben bereichert, unser Herz erfreut, unsern Geist anregt. Was für eine Ernte bietet uns wohl das unscheinbare Büchlein vom «Besenbinder von Rychiswil»? Es ist die Geschichte eines Buben, der sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einem geachteten und wohlbestallten Mann emporgearbeitet hat. Wie hat er das fertiggebracht? Hansli hatte das große Glück, zur rechten Zeit einen Helfer zu finden. Der Bauer, bei dem er mit seiner Mutter wohnte, konnte es nicht mitansehen, wie der seit früher Kindheit vaterlose Bube müßig ging, weil ihn niemand zur Arbeit anleitete. Aber er begnügte sich nicht damit, ihm seinen Müßiggang vorzuhalteln, sondern er wußte gleich eine Beschäftigung für ihn, und er anerbote sich, sie ihn zu lehren, ihm das nötige Werkzeug zu leihen und ihm das Material dafür zu schenken. Die Mädchen haben das gelesen, ohne sich viel dabei zu denken; aber wir malen uns nun aus, wie stolz und glücklich der Hansli wohl war, als ihn der Bauer auf seine Weide und in den Wald mitnahm, ihm die Weiden und Bäume zeigte, von denen er Ruten und Reiser nehmen durfte, und ihn lehrte, das zu tun, ohne die Bäume zu schädigen. Jetzt verstehen wir die zärtliche Liebe, die Hansli später für seine Birken, für seine «Sternenblume», sein «Röseli», sein «Liseli» hatte. Wir stellen uns auch vor, wie die beiden am Feierabend vor dem Hause saßen, wie der Bauer lehrte und der Hansli lernte, wie sich der Bauer über den Eifer des Buben freute und wie dem Hansli dabei zumute wurde, als habe er einen Vater bekommen. Der Lehrmeister ruhte nicht, bis der Lehrling tadellose Arbeit leistete; nur durch solche gewinne er das Vertrauen der Leute. Aber der Hansli lernt nicht nur Besen binden, sondern auch einen Karren selber machen. Er hätte gern einen gekauft, wenn er das Geld dazu gehabt hätte; aber der Bauer bringt ihm bei, daß man nicht kaufen solle, was man selber machen könne. Er macht dem zaghaften Buben Mut zur Arbeit; denn er hatte beobachtet, daß Hansli gut schnitzeln konnte. Wieder sehen wir die beiden das passende Holz auslesen und in der Kammer oben altes Eisen durchstöbern für die Beschlüge. Wieviel mag der Bube schon dabei gelernt haben! Ein altes Karli dient als Muster; der Bauer hilft, und im Frühling zieht Hansli zum